GENDER OPEN REPOSITORIUM

# No Decision : Einige Überlegungen zum Stand des Geschlechterverhältnisses am Beispiel von Frauenfußball und Frauenboxen

**Schmincke, Imke**

**2004**

**https://doi.org/10.25595/1723**

**Veröffentlichungsversion / published version**
**Zeitschriftenartikel / journal article**

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Schmincke, Imke: *No Decision : Einige Überlegungen zum Stand des Geschlechterverhältnisses am Beispiel von Frauenfußball und Frauenboxen*, in: Kurswechsel : Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (2004) Nr: 2, 23-34. DOI: https://doi.org/10.25595/1723.

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

# No Decision

## Einige Überlegungen zum Stand des Geschlechterverhältnisses am Beispiel von Frauenfußball und Frauenboxen

**Imke Schmincke**

> »Zarter Feminismus und der unbarmherzige Knock-out stehen nach ihrem Selbstverständnis nicht im Widerspruch. Kein Wunder dass sie sagt: ›Der treffendste Satz über mich war: Schön und sexy, doch keine schlägt härter.‹ Geschrieben hat es das Magazin ›Penthouse‹, für das sie mal die Hüllen fallen ließ. Eine Emanze will sie nicht sein, kämpft aber strikt für die Emanzipation im Boxen.«
>
> *(Artikel in der WELT vom 21. 10. 2001)*

> »Wir Männer können von den Frauen viel lernen, nur im Fußball nicht.«
>
> *(F. Beckenbauer im Oktober 2003)*

Fußball wie Boxen gelten als ›typische‹ Männer-Sportarten, und nicht zufällig sind beide Disziplinen erst seit wenigen Jahren auch für Frauen geöffnet. Eine Öffnung, die sich beim Fußball in den 1970er und beim Boxen gar erst in den 1990er Jahren ereignete und die gegen hartnäckigen Widerstand der – vornehmlich männlich besetzten – jeweiligen Verbände erkämpft werden musste. Eine vollständige Gleichberechtigung des Frauenboxens bzw. Frauenfußballs, die sich auch in TV-Präsenz, Gage und Werbeverträgen ausdrücken würde, steht bisher noch aus. Erst durch spektakuläre Ereignisse wie den Showkampf der deutschen Profiboxerin Regina Halmich mit dem TV-Comedian Stefan Raab 2001 und den ersten WM-Titel der Fußballdamen im Oktober 2003 wurden diese Sportarten bzw. die sie verkörpernden Sportlerinnen von einer größeren Zahl Sportbegeisterter in Deutschland zur Kenntnis genommen. Dass sowohl Regina Halmich schon vor diesem Kampf mehrfache Europa- und Weltmeisterin im Fliegengewicht war und die deutschen Fußballerinnen vor dem WM-Sieg bereits fünf Mal Europameisterinnen geworden waren, hatte bis dato nicht viele Menschen interessiert, was darauf verweist, dass die sportliche Leistung allein offensichtlich nicht ausschlaggebend für den (Medien-)Erfolg ist. Vielmehr kann man an der Geschichte des Frauenfußballs und Frauenboxens zeigen, dass das Geschlechterverhältnis nicht nur nach wie vor ein umkämpftes Feld ist, sondern auch, dass die Etappensiege in feministischer Hinsicht durchaus auch kritisch vor dem Hintergrund gegenwärtiger gesellschaftlicher Transformationsprozesse beleuchtet werden müssen.

### Gender und Sport

Im Sport nimmt das Geschlechterverhältnis eine zentrale Rolle ein, was zum einen an der Prominenz des Körpers liegt, der gemeinhin als erster oder letzter Grund von

Geschlechtlichkeit fungiert. Zum anderen erfüllt der Sport wichtige gesellschaftliche Funktionen (z. B. als nationaler Kitt), er reproduziert gesellschaftliche Werte- und Hierarchiemuster und ist symbolisch von hoher Bedeutung: »Der Sport stellt ein machtvolles Symbol dar und er ist relevant für die Reproduktion von Differenz – insbesondere für die Geschlechterdifferenz. In den Massenmedien spielt er eine wichtige Rolle. (...) Der Sport bezeichnet also eine Sphäre, in der Gender sowohl produziert als auch verändert werden kann.« (Hartmann-Tews/ Pfister 2003, 11)

Dass Geschlecht keine vorsoziale ›natürliche‹ Kategorie ist, bestimmt den Ausgangspunkt der folgenden Betrachtung zum Verhältnis von Sport und Gender[1]. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass Geschlecht als ein soziales Verhältnis zu verstehen ist, das als solches einerseits in seiner patriarchal hierarchischen Ausprägung historisch gewachsen und strukturell verankert, aber auch, in gewissem Rahmen, variabel und individuell gestaltbar ist. Während die Zweite Frauenbewegung und die sie begleitende Theoriebildung die Unterdrückung von Frauen durch Männer ins Zentrum ihrer Kritik stellte, geht neue feministische Theorie und Praxis davon aus, dass das Geschlechterverhältnis in seiner Asymmetrie nicht auf essenzielles Frau- oder Mannsein zurückzuführen ist. Sie begreift und kritisiert entsprechend die Kategorie Geschlecht als soziale und historische Konstruktion. Im Zentrum vieler Analysen steht die Geschlechterdifferenz in ihrer jeweiligen Ausgestaltung, als relationales Verhältnis, über welches Ein- und Ausschlussprozesse reguliert werden. Geschlecht ist omnipräsent: als gesellschaftliche *Strukturkategorie*; als *identitätskonstituierendes Moment*; als Weise, den eigenen *Körper* zu leben und wahrzunehmen; als Modus der *Repräsentation* in Sprache und anderen Symbolsystemen. In all diesen vier Dimensionen lässt sich auch der Zusammenhang von Geschlecht und Sport analysieren – auf den genannten Ebenen wirkt der Sport an der Aufrechterhaltung wie auch an der Überschreitung traditioneller Geschlechterdifferenzen mit.

Die geschlechtliche Differenzierung des Sports findet heute vor allem noch zwischen den verschiedenen Disziplinen statt, d. h. es gibt Sportarten, die traditionellerweise eher von Frauen (Rhythmische Sportgymnastik) oder von Männern (Rugby) betrieben werden. Aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive wird von der Voraussetzung ausgegangen, dass nicht die Sportart selbst ihre geschlechtliche Codierung definiert, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse bzw. die jeweils hegemonialen Deutungsmuster von Geschlecht. Entsprechend interessant für eine solcherart informierte Analyse sind die noch stark geschlechtshomogen wirkenden Sportarten. Denn, so die diesen Aufsatz leitende Erkenntnisfrage, was passiert mit der Geschlechterdifferenz, wenn Frauen Fußball spielen bzw. boxen, wenn die ›Weiblichkeit‹ in einen ›Männersport‹ einbricht? Wird Geschlecht zunehmend irrelevant? Bilden sich neue Weiblichkeits- bzw. Männlichkeitsentwürfe aus? Oder aber bleibt das Geschlechterverhältnis in seiner klassischen dichotomen und hierarchischen Struktur davon gänzlich unberührt? Diese Fragen umreißen das Forschungsinteresse, das der vorliegende Aufsatz verfolgt. Wenn es in der Betrachtung des Frauenboxens und des Frauenfußballs darum gehen soll, Hinweise zum gegenwärtigen Stand des Geschlechterverhältnisses aufzuspüren, wird doch auch notwendig sein zu beleuchten, mit welchen gesellschaftlichen Tendenzen eventuelle Veränderungen im Geschlechterverhältnis korrespondieren. Zwar sind solche Veränderungen immer auch Ergebnisse von Kämpfen, aber sie sind nicht losgelöst von den durch sie hindurchgehenden sozialen Entwicklungen zu denken. Insofern verstehe ich das

Geschlechterverhältnis im Sport nicht nur als Ausdruck bestimmter Kämpfe und Zugeständnisse, sondern auch als Ausdruck einer bestimmten gesellschaftlichen Struktur, die einen entsprechenden Umgang mit Geschlechterdifferenz erforderlich macht. Entsprechend wird es zunächst um eine historische Einordnung der beiden genannten Sportarten in ihrer weiblichen Variante gehen, um sie dann in ihrer Relevanz für das Geschlechterverhältnis zu analysieren. Hier werden verschiedene Strategien herausgearbeitet. In einem letzten Schritt sollen die Ergebnisse dieser Analyse in einen breiteren Kontext gestellt und vor dem Hintergrund neuerer Theorieansätze zum Wandel des Sozialen, der Gouvernementalitäts-Studien, diskutiert werden.

## Ein historischer Abriss des Frauenboxens und Frauenfußballs

Erste Zeugnisse von öffentlich boxenden Frauen in Großbritannien datieren aus dem 18. Jahrhundert, wie beispielsweise der Bericht über das boxende Geschwisterpaar George und Grace Maddox, die ab 1776 gemeinsam auf Rummelplätzen und Jahrmärkten auftraten. Hatte ein Gastboxer ihren Bruder besiegt, stieg Grace ihrerseits in den Ring und verprügelte diesen (Kohr/Krauß 2000, 233). Aber auch Kämpfe unter Frauen, die teilweise als brutales und aggressives Spektakel inszeniert wurden, fanden sowohl in Europa wie auch in den USA durchaus schon im 19. Jahrhundert statt. Von Beginn an war der dem, durchaus zweifelhaften, Amüsement dienende, profitorientierte Showkampf die akzeptierte Form, innerhalb derer Frauenboxen stattfand. Diese Tradition des sexualisierten Frauenboxens existiert auch heute noch in den im Rotlichtmilieu ausgetragenen Oben-ohne-Boxkämpfen.[2]

Neben dem Showboxen entwickelte sich jedoch auch der sportive Boxkampf. So wurden Ende des 19. Jahrhunderts in den USA erste Wettkämpfe ausgetragen, in denen Frauen um den Weltmeistertitel boxten (Hargreaves 2001, 79). Aber erst im 20. Jahrhundert, an dessen Ende nach einer zickzackförmigen Bewegung von Fortschritten und Rückschlägen die Durchsetzung des Frauenboxens stehen sollte, entwickelten sich diese beiden Stränge des Frauenboxens, der Showkampf und das sportive Boxen, auf einer breiteren Basis. In den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts bildete sich in Europa das relativ neue gesellschaftliche Phänomen ›Sport‹ als Leistungs- wie Breitensport aus. Frauen kämpften gegen ihren Ausschluss aus dem organisierten Sport. In der Zwischenkriegszeit erfolgte eine Ausdifferenzierung weiblicher Identitätsmuster, die nicht zuletzt in der unterschiedlichen sportlichen Betätigung von Frauen ihren Ausdruck fand. Auch in Deutschland wurde der Boxsport für Frauen Anfang des 20. Jahrhunderts populär, und auch hier zunächst in Varietés und auf Rummelplätzen, wenig später jedoch ebenso in Salons oder anderen semiprivaten Räumen der bürgerlichen Gesellschaft (Kohr/Krauß 2000, 231ff.). Obwohl der deutsche Amateurverband 1921 sowie der Profiverband 1925 das Frauenboxen als Sport ausdrücklich verboten, fand das Boxen in den Zwischenkriegsjahren bei Frauen unterschiedlicher Milieus Anklang. Populäre Frauen der zwanziger Jahre wie die Schauspielerinnen Marlene Dietrich und Carola Neher wurden in boxender Pose von Magazinen abgebildet (ebd., 237). Erst mit dem Nationalsozialismus, in dem jegliche Form von ›Männersportarten‹ für Frauen verboten wurde, kam das vorläufige Ende des Frauenboxsports in Deutschland. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte der Frauenboxsport sowohl in der BRD wie aber auch in den anderen westlichen Industrienationen große Schwierigkeiten, gesellschaftliche Akzeptanz zu gewinnen.

In dieser Phase wirtschaftlicher (Re-)Stabilisierung und gesellschaftspolitischer Stagnation dominierten rigide Deutungsmuster von Weiblichkeit resp. Männlichkeit. Wie zu Beginn der Aneignung sportlicher Praxen durch Frauen in den ersten Dekaden des Jahrhunderts wurde der Ausschluss von Frauen über deren biologische Andersartigkeit – den *Körper* der Frau – begründet. Man(n) sah in der sportlichen Betätigung von Frauen Gefahren für ›die‹ Weiblichkeit und ihre gesellschaftliche Aufgabe innerhalb der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Hargreaves schreibt, dass man den boxwilligen Frauen vorgehalten habe, harte Schläge würden Eierstöcke, Gebärmutter oder Brust schädigen und so die Fähigkeit der Frauen zu beeinträchtigen, Kinder zu gebären und zu stillen. Dass die potenzielle Beeinträchtigung der generativen Funktion des Mannes für dessen Engagement im Boxsport keine Rolle spielte, zeigt, so Hargreaves, »wie biologische Argumente systematisch auf Frauenkörper angewandt worden sind, um kulturelle Praktiken zu kontrollieren« (Hargreaves 2001, 80).

Den Widrigkeiten zum Trotz boxten in Europa und den USA Frauen weiter, wenn auch ohne Lizenz. In den 1970er Jahren erlebte der Frauenboxsport im Windschatten einer erstarkten Frauenbewegung einen Publizitätsschub. Der wirkliche Durchbruch für den Amateur- wie Profiboxbereich kam dann allerdings erst in den 1990er Jahren. 1995 konnte die erste voll sanktionierte Frauen-Weltmeisterschaft stattfinden. Frauen-Boxverbände wurden gegründet, und auch auf der Vereinsebene wurde Boxen ein immer populärerer Sport für Frauen. Begleitet wurde diese Entwicklung von dem in den 1980er Jahren einsetzenden Fitness-Boom, in dessen Rahmen das aus dem ›Manager-Boxen‹ hervorgegangene Boxerobic an Bedeutung gewann (Hargreaves 2001, 81). Das Freizeit- oder Fitness-Boxen diente auch der Formung einer normierten Weiblichkeit, die mittlerweile den schlanken *und* athletischen Körper beinhaltete.

Aber erst 1996 wurde sowohl in Deutschland wie in Österreich der Frauenboxsport durch die jeweiligen Amateur-Boxverbände legalisiert. Für den Profibereich – und das Frauenboxen im deutschsprachigen Raum insgesamt – war der Auftritt Regina Halmichs in der Boxwelt wegweisend. 1994 gab sie ihr Profidebüt und sicherte sich noch im selben Jahr den Titel der Europameisterin im Fliegengewicht. Gegenwärtig sind sowohl das professionelle Frauenboxen als auch das Fitness-Boxen bei Frauen verstärkt im Kommen.

Für den Frauenfußball ist eine ähnliche Entwicklung zu beobachten. Das gilt sowohl für die unterschiedlichen Phasen seiner Durchsetzung bzw. Zurückdrängung als auch für die unterschiedlichen Formen, in denen er Akzeptanz fand. Vorläufer des Frauenfußballs finden sich im 18. Jahrhundert in Schottland (Fechtig 1995, 11). Ende des 19. Jahrhunderts, nachdem sich der Fußball als (Männer-)Sport in England etabliert hatte, gründete eine Britin bereits die erste Damenfußballmannschaft. Insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Frauenfußball in England wie dann auch auf dem Kontinent zu einer populären sportlichen Betätigung für Frauen. Allerdings hatte er, wie auch der Boxsport in seinen Anfängen, weniger sportiven als vor allem Show-Charakter, und die Spiele wurden meist im Rahmen von Wohltätigkeitsveranstaltungen ausgerichtet.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts ›eroberten‹ sich Frauen in Europa unterschiedliche Sportarten, zu denen auch der Fußball gehörte, – wenn ihnen auch der Zutritt zum organisierten Sport verschlossen blieb. Gertrud Pfister schreibt, dass trotz oder auch wegen des Eindringens von Frauen in vorher den Männern vorbehaltene Bereiche »jede Angleichung der Geschlechter von seiten der Männer geradezu hys-

terisch bekämpft (wurde)« (Pfister 1980, 37). Der erbittertste Widerstand galt dem Wettkampfbereich, der Frauen vorenthalten werden sollte. Deswegen organisierten Frauen eigene Vereine wie 1921 den internationalen Frauensportverband, über den sie internationale Wettkämpfe ausrichteten. Wenn auch nicht an prominentester Stelle, so wurde im Deutschland der Weimarer Zeit auch Fußball von Frauen in selbstorganisierten Zusammenschlüssen gespielt. Erst mit dem Nationalsozialismus wurde diesem Treiben ein Ende gesetzt und die Beteiligung von Frauen an ›Männersportarten‹ unter Strafe gestellt.

Während der Männerfußball in den 1950er Jahren in der BRD zu boomen begann, beschloss der Deutsche Fußball Bund (DFB) noch 1955 ein ausdrückliches Verbot von Frauenfußball. Wie auch beim Boxen wurde der Ausschluss von Frauen aus so genannten männlichen Disziplinen mit quasi-biologischen Argumenten untermauert. Wieder stand der weibliche Körper im Zentrum der männlichen Beunruhigung. So begründete beispielsweise 1953 der Psychologe Fred J. J. Buytendijk den Ausschluss der Frauen vom Fußballspiel folgendermaßen: »Das Fußballspiel als Spielform ist also wesentlich eine Demonstration der Männlichkeit, so wie wir diese auf Grund unserer traditionellen Auffassung verstehen, und wie sie zum Teil durch die körperliche Anlage (die hormonale Irritation) hervorgerufen wird. Es ist noch nie gelungen, Frauen Fußball spielen zu lassen, wohl aber Korbball, Hockey, Tennis und so fort. Das Treten ist wohl spezifisch männlich; ob darum das Getretenwerden weiblich ist, sei dahingestellt. Jedenfalls ist das Nichttreten weiblich.« (zitiert nach Fechtig 1995, 26) Frauen ließen sich jedoch durch den offiziellen Ausschluss aus Vereinen und Verbänden nicht daran hindern, privat weiter Fußball zu spielen. Ende der 1960er Jahre erlebte der Frauenfußball in den USA und Europa einen Aufschwung, es wurden die ersten Frauenfußballmannschaften gegründet. Länder wie Holland, Dänemark und die Tschechoslowakei waren hier Vorreiter. Auch für diese Entwicklung ist, wie schon beim Boxen, die Entstehung der Zweiten Frauenbewegung von Bedeutung. 1970 wurde in Italien die erste Frauenfußballmeisterschaft als privat organisiertes Turnier ausgerichtet. Diesem allgemeinen Sog konnten sich dann offenbar auch immer weniger Verbände entziehen. Im Oktober 1970 hob der DFB sein Verbot auf und erlaubte Frauenfußball, wenn auch noch unter modifizierten Regeln wie dem Verbot von Stollenschuhen. Auch in Österreich sah der Fußball-Verband die aufkommende Fußballbegeisterung der Frauen Ende der 1960er Jahre zunächst mit Bestürzung und verbot, den Frauen Plätze zur Verfügung zu stellen. Da daraufhin jedoch Manager über Zeitungsanzeigen Spielerinnen suchten, befanden einzelne Verbände, es sei besser, diese Entwicklung selbst zu steuern, und erlaubten den Vereinen schließlich die Bildung von Frauenabteilungen (Ratzeburg/ Biese 1995, 56). Der Wiener Fußballverband richtete seit 1972 Frauenfußballmeisterschaften aus. Eine offizielle Anerkennung des Frauenfußballs durch den ÖFB und damit die Einführung einer Bundesliga erfolgte erst 1982. Seit 1990 gibt es ein Nationalteam der österreichischen Fußballerinnen.

1991 fand die erste Frauen-WM statt, und seit 1996 ist Frauenfußball als olympische Disziplin anerkannt – im Gegensatz zum Frauenboxsport, der immer noch um die olympische Anerkennung kämpft.

Dem Erfolg der deutschen Fußballnationalmannschaft der Frauen zum Trotz gibt es in der BRD bisher keine Profi-Liga, das heißt, die Spielerinnen der Bundesliga sind als Vertragsamateurinnen angestellt und gehen neben dem Fußball ganz regulären

Berufen nach. Auch als Amateursport gilt der Frauenfußball aber mittlerweile als die beliebteste ›Mannschaftssportart‹ – ein anderer Begriff scheint sich dieser Tatsache zum Trotz noch nicht durchgesetzt zu haben. In Österreich fristet der Frauenfußball im Vergleich dazu ein noch weit stiefmütterlicheres Dasein. Die geringe Anerkennung hängt auch damit zusammen, dass er nach wie vor in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit recht wenig wahrgenommen, finanziell kaum unterstützt wird und medial völlig unterbelichtet bleibt.

## Zarter Feminismus und unbarmherziger Knock-out

Betrachtet man die historische Entwicklung der beiden Sportarten[3], so fallen einige Parallelen ins Auge: Die Anfänge der Partizipation von Frauen liegen über hundert Jahre zurück; Frauen in ›Männersportarten‹ übten offenbar eine besondere Faszination im Entertainment-Bereich aus (Schaukämpfe als Jahrmarktattraktion); der Weg zur Durchsetzung dieser Sportarten ist durch Zick-Zack-Bewegungen der schrittweisen Öffnung, durch hartnäckige Kämpfe der betreffenden Frauen sowie durch die Illegalisierung von Seiten der jeweiligen Gesellschaften und vor allem ihrer sportlichen Repräsentationsinstanzen – der Vereine und Verbände – gekennzeichnet. Begründet wurde der Ausschluss von Frauen aus den jeweiligen Disziplinen immer mit ethisch-medizinischen Argumenten. Der Schaden, den der weibliche Körper und letztlich auch die weibliche Seele durch unziemliche Bewegungen nehmen könnte, wurde in anderen Argumentationen auch als Sorge vor der Vermännlichung der Frau formuliert. Denn hinter der Sorge um die Beeinträchtigung der weiblichen Schönheit und Gesundheit stand letztlich auch die Angst vor der Ausbildung ›männlicher‹ Eigenschaften wie Mut, Durchsetzungskraft und Selbständigkeit (Pfister 1980, 18). Wie schon Michel Foucault in seiner Genealogie der modernen Wissenschaften als spezifischer Macht-Wissens-Dispositive zeigte, trug insbesondere die Medizinalisierung des Sozialen zu Exklusions- bzw. Segregationsprozessen bei.

Welchen Status hat die Geschlechterdifferenz nun, da Frauen im Boxsport und im Fußball offenbar endlich angekommen sind? Eine Analyse mit Blick auf die anfangs benannten Dimensionen von Geschlecht (Struktur, Identität, Körper und Repräsentation) zur gegenwärtigen Situation soll hierzu Aufschluss geben. Zu unterscheiden sind in der Betrachtung zwei Perspektiven: die der Eigenwahrnehmung der sporttreibenden Frauen und die der Außenwahrnehmung in medialen Inszenierungen und Kommentaren.

Die strukturelle Dimension von Geschlecht zeigt sich im Sport auf fast allen Ebenen: Geschlecht wirkt immer als Ordnungsprinzip und als Kriterium sozialer Ungleichheit. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der fehlenden Anerkennung. Viele Sportlerinnen, zumal professionelle Spitzensportlerinnen, klagen in diesem Zusammenhang über mangelnde Wertschätzung ihrer sportlichen Leistung, darüber, weniger wahrgenommen zu werden, aber auch weniger Geld zu verdienen. Während bekanntlich Fußballspieler Millionenbeträge kassieren, hat es für die deutschen Nationalspielerinnen bei ihrem ersten EM-Sieg gerade mal zu einem Kaffee-Service (!) als Geste der Aufmerksamkeit durch den deutschen Fußballverband gereicht. Die deutsche Boxweltmeisterin Regina Halmich schreibt am Ende ihrer Autobiographie, sie träume davon, »dass wir Frauen uns über die Leistung etablieren können. Ich brauche keinen Zicken-Zoff. Ich will als Sportlerin bewertet werden« (Halmich 2003, 198).

Für die Bewertung der Leistung entscheidend ist offenbar immer wieder der Vergleich mit den Männern und damit letztlich das Herausstellen der Differenz der Geschlechter. Häufig wird in Kommentaren die fundamental andere Spiel- und Kampfweise von Frauen hervorgehoben. Gleichzeitig wirken allerdings auch die Sportlerinnen selbst an dieser Konstruktion mit, denn auch sie streichen die Differenz des weiblichen zum männlichen Sport heraus. Mit dieser auf die *Andersartigkeit* setzenden Strategie verschaffen sie sich Akzeptanz; einerseits weil sie nicht als bedrohliche Konkurrenz wahrgenommen werden, andererseits wehren sie sich so gegen die im Vergleich häufig mitschwingende Abwertung bzw. verweigern sie sich dem männlichen Maßstab. So sagt die deutsche Fußballerin Silvia Neid in einem Interview: »Wir wollen nicht so spielen wie die Männer, aggressive Sprünge in die Beine der Gegner machen, auf dem Platz rummeckern und dicke, muskulöse Oberschenkel haben. Wir wollen technisch sauberen, offensiven Fußball spielen – Frauenfußball eben.« (zitiert nach SPIEGEL 45/1994, 193) Ähnliches hat Christine Mennesson in Interviews mit Boxerinnen festgestellt (Mennesson 2001, 70).

Betrachtet man die Dimensionen von Identität und Körper, so ist ebenfalls festzustellen, dass die Geschlechterdifferenz auch heute noch eine signifikante Rolle spielt. Insbesondere mit dem und über den Körper wird die Geschlechterdifferenz gesellschaftlich relevant. Der Körper fungiert zum einen als Bedeutungsträger geschlechtlicher Zuschreibungen und ihrer gesellschaftlichen Aufladung (der Boxer verkörpert Stärke, Mut und Macht, die Turnerin Anmut, Gelenkigkeit und Grazilität). Zum anderen dient er als kapitaler Einsatz, der die sportliche Leistung ermöglicht, gleichermaßen als Instrument und Produkt der sportlichen Bewegung. Der Sportlerinnenkörper kann durch eine entsprechende mediale Aufbereitung als erotisches Objekt männlichen Begehrens stilisiert werden, er kann aber auch von der einzelnen Sportlerin als identitätsstabilisierende Selbstvergewisserung empfunden werden.

Offen biologistisch argumentierende Abwertungen sind zwar längst nicht mehr hegemonial, der Körper der Sportlerin wird aber, anders als die Körper von Männern, immer wieder als *weiblicher* herausgestellt und in seiner deutlich erotisierten Inszenierung verobjektiviert. Die Strategie der *Re-Erotisierung* in der Außenwahrnehmung lässt sich sowohl in der Darstellung der sportlichen Tätigkeit wie in den nichtsportlichen Berichten über das Privatleben der Sportlerinnen oder die Aufnahme ihrer nackten Körper in Männermagazinen beobachten. Dass Sportlerinnen wie beispielsweise Regina Halmich ihren Körper in den Magazinen präsentieren – sie betont, sie sei stolz auf jene Photos, die der *Playboy* vor ein paar Jahren von ihr veröffentlicht hat –, zeigt, dass auch die Sportlerinnen selbst teilweise die Strategie der Re-Erotisierung bedienen, sei es um sich und damit ihren Sport ins Gespräch und damit ins Geschäft zu bringen, sei es als Reaktion auf abwertende Kommentare, die sie in ihrer Weiblichkeit diskreditieren (der alte Vorwurf vom Mannweib). Anders als bei Männern verschränken sich im Körper der Sportlerin Erotisierung und Ökonomisierung. Erst der erotisierte Körper wird zum Kapital. Seit jüngster Zeit ist dies auch mehr und mehr für den Sportlerkörper der Männer zu beobachten. Der Fußballer David Beckham als das Sexidol schlechthin stellt jeden Popstar in die Ecke. Tendenzen zur Erotisierung der Männerkörper gehen jedoch weniger mit einer Abwertung ihrer sportlerischen Fähigkeiten einher. Sportler beiderlei Geschlechts fungieren zunehmend als Stars. Zu solchen werden sie nicht nur qua Leistung, sondern vor allem qua Persönlichkeit und deren entsprechender medialer Inszenierung. Die Bindung

der Fans an den Star trägt immer erotische Züge, insofern ist die Erotisierung der Körper auch in diesem Zusammenhang zu sehen.

*Normalisierung* ist eine weitere Strategie, die in der Selbst-Präsentation von Frauen zu beobachten ist: Sportlerinnen betonen, dass sie bei all dem Sport doch ›ganz normale Frauen‹ seien. So hat die Autobiographie Regina Halmichs neben der Popularisierung vor allem zum Ziel, Halmichs Normalität, in diesem Falle aber: ihre ›normale‹ Weiblichkeit herauszustellen, was durch Anekdoten und Fotos, auf denen sie in ›typisch weiblichen‹ Posen mit ›typisch weiblichen‹ Accessoires (Schuhe, Parfüm) abgebildet ist, erreicht werden soll (Halmich 2003). Auch nach Mennesson sind boxende Frauen sehr darum bemüht, innerhalb wie außerhalb des Rings ihre weibliche Identität zu unterstreichen (Mennesson 2001, 69). Sie folgert: »Das besonders rigide Regime geschlechtlicher Differenzierung im Boxmilieu veranlasst also die Frauen dazu, sich um konventionelles weibliches Verhalten zu bemühen (...). Das Eindringen von Boxerinnen in diese männliche Domäne par excellence wird so lange toleriert, wie die Frauen demonstrieren, dass sie nicht die gleichen kämpferischen Fähigkeiten haben wie die Männer.« (Mennesson 2001, 70) Gleichzeitigkeit führt das Ausüben dieser Sportarten aber auch dazu, dass die Frauen eine sehr starke und selbstbewusste Körper-Identität entwickeln, was hier unter dem Stichwort *Empowerment* gefasst werden soll. Insbesondere Frauen, die boxen, beschreiben für sich dieses Gefühl der Ermächtigung (Hargreaves 2001, 84f.). Mennesson stellt in ihren Interviews fest, dass sich die interviewten Frauen von traditionellen Weiblichkeitsbildern distanzieren. Paradoxerweise also beruhe ihre Identität auf der Beanspruchung von Differenzierung *in* der Ausübung des Sports und von Gleichheit *außerhalb* des Sports (Mennesson 2001, 71).

Wie sehr auch einige Frauen die selbstbewusste Stilisierung als erotische und attraktive Frau als Teil der Strategie des Empowerments praktizieren, so sehr wird bei einer genaueren Analyse doch deutlich, dass die Koordinaten, wie Frauen zu sein haben (vor allem attraktives Objekt männlichen Begehrens), doch schon vorher festgelegt sind und auch durch eine selbstbewusste erotische Inszenierung weiter befestigt werden. Identitäre Zuschreibungen wie in dem diesem Aufsatz vorangestellten Zitat konstruieren für (männer)sporttreibende Frauen vor allem zwei Weiblichkeitsentwürfe: Sexsymbol oder Emanze. Was hinter der Abwertung, die sich in dieser Polarisierung verbirgt, steht, kann nur vermutet werden. Eine auch körperlich starke Frau scheint jedenfalls nach wie vor gewisse Ängste bei Männern zu mobilisieren.

In den Repräsentationen von Sportlerinnen zeigen sich nach wie vor klassische Muster einer hierarchisierenden Geschlechterdifferenz. Eine aktuelle umfassende Studie von Kölner Sportwissenschaftlerinnen zur Repräsentation des Frauensports in den Medien belegt, dass nach wie vor eine geschlechterdifferente Berichterstattung vorherrscht. Dies zeige sich in der Unterrepräsentanz von Berichten über Sportlerinnen, in deren Stereotypisierung und Trivialisierung in den Darstellungen sowie einer geschlechterdifferenzierenden Inszenierung der Körper. Die verschiedenen Ebenen, über die Geschlechterdifferenz im Sport in der medialen Repräsentation konstruiert und herausgestellt wird, verweisen darauf, dass Geschlecht weiterhin als Strukturkategorie fungiert. Resümierend stellen die Verfasserinnen der Studie fest: »(D)ie Berichterstattung über Sportlerinnen weist verschiedenste Merkmale einer hierarchisierenden Differenzierung auf, die deutlich machen, dass Sport (r)eine Männersache ist, und der Frauensport etwas anderes ist.« (Hartmann-Tews/ Rulofs 2002, 144)

Abschließend sei festgestellt, dass boxende und fußballspielende Frauen sowohl als Ausdruck wie auch als Motor einer Heterogenität von Weiblichkeitsentwürfen und letztlich einer Transformation des dichotomen Geschlechterverhältnisses zu verstehen sind. Zu beobachten waren unterschiedliche Strategien, mittels derer die herrschende Geschlechterordnung stabilisiert, aber auch neue Identitätsmuster verteidigt wurden. Frauenboxen trägt beispielsweise positiv dazu bei, dass die gesellschaftliche Akzeptanz von weiblicher Aggressivität, Kraft und Kampfbereitschaft steigt. Dessen ungeachtet haben aber auch traditionelle Muster geschlechtlicher Differenzierung weiter Bestand.

## No Decision – Kampf ohne Entscheidung?

Welche Schlüsse lassen sich aus der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht und Sport im Fußball/ Boxsport ziehen? Welche Gründe lassen sich für den Wandel zur oben beschriebenen Öffnung dieser typischen ›Männersportarten‹ nennen?

Neben den wichtigen Kämpfen von Frauen um die Aneignung ›männlicher‹ Sportarten gibt es meines Erachtens noch zwei weitere Entwicklungen, die eine Öffnung dieser Sportarten notwendig gemacht haben. Die erste möchte ich die *Ökonomisierung des Sports* nennen. Der Sport ist mittlerweile ein profitables Geschäft, in seiner professionellen Variante sowieso, aber auch als Amateursport. Der Sport steht somit keineswegs außerhalb der kapitalistischen Verwertungslogik. Letztere muss jedoch wandelbar sein, um zu funktionieren. Insofern muss auch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage immer wieder neu gestaltet, Konsum darf nicht langweilig werden. Dass in den letzten Jahren auch der Frauensport als profitträchtiges Geschäft entdeckt worden ist, ist in der postfordistischen Diversifizierungslogik des Kapitals angelegt. Nicht nur lässt sich die Darstellung von Frauensport verkaufen – wenn auch dafür die Spielerinnen am besten in körperbetonter Kleidung auftreten sollten, wie FIFA-Präsident Joseph Blatter unlängst empfahl –, auch sind Frauen schon länger als neue Zielgruppe sportiver Artikel und Events in den Blick geraten.

Gleichzeitig, und dies ist der zweite Grund, ist die Popularität von Frauensport auch Ausdruck einer gesellschaftlichen Entwicklung, die ich als *Sportifizierung der Gesellschaft* bezeichnen möchte. Diese lässt sich nicht nur ablesen an Trends wie der Eventisierung und Festivalisierung der Städte (Stadt-Marathons u. ä.), dem Boom an Freizeitsportmagazinen wie *Fit for Fun*, dem Run auf Fitness-Studios und Bildern von joggenden Politikern, sondern auch an Initiativen wie beispielsweise der vom Deutschen Sportbund ins Leben gerufenen Kampagne »Gesund für Deutschland«, durch welche die Individuen sich und den Standort Deutschland fit zu machen aufgerufen werden. Die Sportifizierung ist auch Ausdruck einer Disziplinierung von Individuen, die dadurch, dass sich der Staat im Zuge der neoliberalen Restrukturierung des Kapitalismus immer mehr zurückzieht, von diesem in die Eigen-Verantwortung der gesellschaftlich erzeugten Risiken ›entlassen‹ werden. Die Disziplinierung wirkt jedoch nicht mehr nur als äußere Zwangsmaßnahme auf die Individuen ein, sondern als Verinnerlichung und Inkorporierung ökonomischer Imperative: Jede/r muss sich fit für den Arbeitsmarkt machen und geistig wie körperlich flexibel und schnell auf veränderte (Beschäftigungs-)Verhältnisse reagieren können. Die aktuelle Re-Strukturierung ökonomischer und sozialer Verhältnisse wird häufig mit dem Stichwort der *Ökonomisierung des Sozialen* in Verbindung gebracht. Gemeint ist damit, dass sich die

Form des Marktes als Organisationsprinzip des Staates und der Gesellschaft durchgesetzt hat mit der Folge, dass sich auch politische Rationalitäten und Formen gesellschaftlicher Macht und Herrschaft verändert haben. Diese Veränderungen werden in den Sozialwissenschaften in den letzten Jahren gewinnbringend mit Michel Foucaults Konzept der Gouvernementalität analysiert. Für den hier behandelten Zusammenhang ist besonders wichtig, dass diese Herangehensweise das Ineinanderwirken von Selbst- und Herrschaftstechnologien, von Staat, Macht, Subjektivität und Körper in den Blick zu nehmen ermöglicht. Herrschaftstechnologien wirken nicht nur von außen auf die Subjekte, sie verkoppeln sich auch mit deren Selbsttechnologien, mittels derer Individuen Subjektivität gestalten, transformieren und produzieren. Das Konzept der *Regierung* im Sinne Foucaults, »bezieht sich somit nicht in erster Linie auf die Unterdrückung von Subjektivität, sondern vor allem auf ihre ›(Selbst-)Produktion‹, oder genauer: auf die Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können.« (Bröckling u. a. 2000, 29) Für die neoliberalen Machtmechanismen heißt das: »Im Rahmen neoliberaler Gouvernementalität signalisieren Selbstbestimmung, Verantwortung und Wahlfreiheit nicht die Grenze des Regierungshandelns, sondern sind selbst ein Instrument und Vehikel, um das Verhältnis der Subjekte zu sich selbst und zu den anderen zu verändern.« (ebd. 30) Die Verschaltung von Regierung und Selbst-Führung drückt sich aus in Schlagworten von Effizienz, (Eigen)Leistung und (Eigen)Verantwortung, dem Umbau der sozialen Sicherungssysteme und der Herausbildung eines neuen politischen Leitbildes: der/die UnternehmerIn seiner/ihrer Selbst (Bröckling 2000, 135; Pühl 2003, 111). Ulrich Bröckling dechiffriert den Management-Diskurs als Charakteristikum einer Gouvernementalität der Gegenwart. Er konstatiert, »als Hegemonie managerialen Denkens in nahezu allen Lebensbereichen, nicht als Alternative *zum*, sondern als spezifischer Rationalitätstyp und Ensemble von Techniken für das erfolgreiche Bestehen *im* Kapitalismus hat sich die Managergesellschaft durchgesetzt.« (Bröckling 2000, 131) Hier nun lässt sich eine Verbindung zum Sport und in diesem Zusammenhang zur Geschlechterdifferenz ziehen. Die einer neoliberalen Rationalität entsprechende unternehmerische Subjektivität muss sich auch in die Körper einschreiben – ein Weg dieser Einschreibung läuft über die sportliche Tätigkeit. Im Fitnesscenter verkoppeln sich selbsttechnologische und herrschaftstechnologische Momente. Die so konzipierte Subjektivität scheint zunächst geschlechtslos, der Fitness-Appell gilt Männern und Frauen gleichermaßen, die Ich-AG hat kein Geschlecht. Aus dieser Perspektive wird deutlich, dass eine Öffnung traditionell ›männlicher‹ Sportarten für Frauen auch damit zusammenhängt, dass die Geschlechterdifferenz im Rahmen neoliberaler Regierungsstrategien irrelevant zu werden scheint – gefordert ist nicht mehr der dynamische Männer- und der ästhetische Frauenkörper, sondern der flexible, ›gesunde‹ und attraktive Körper.

Dass gesellschaftliche Widersprüche und Spaltungen, wie sie sich im Geschlechterverhältnis – aber auch mit Bezug auf Klasse und Ethnie – artikulieren, im Zuge einer neoliberalen Transformation des Sozialen hinfällig werden, ›verdampfen‹ bzw. abgesprengt werden, wie manche Analysen nahegelegen, ist jedoch eine etwas vorschnelle Folgerung. So hat die vorliegende Analyse gezeigt, dass trotz oder auch wegen der relativ allgemeinen Akzeptanz von Frauen im Boxsport wie im Fußball traditionelle Formen der Geschlechterdifferenz reproduziert werden. In ähnlicher Weise zeigen auch Analysen zum neoliberalen Umbau des Sozialstaats, dass dieser

traditionelle hierarchische Geschlechtermuster bedient und festschreibt, wenngleich er auch auf die Schaffung neuer Subjektivitäten zielt bzw. Formen neuer Selbst-Entwürfe integriert. Katharina Pühl sieht daher genau hierin das Spezifische des Neoliberalismus: im »Nebeneinander von bislang festgeschriebenen traditionellen Geschlechterrollen einerseits und neu interpretierten Anforderungen und Konstruktionen von Geschlecht andererseits« (Pühl 2003, 131). Dieses ›Nebeneinander‹ gilt es zukünftig in feministischer Perspektive als spezifisches Zusammenwirken auszubuchstabieren, will man die strukturelle Ungleichheit, die durch das Geschlechterverhältnis reproduziert wird, wirkungsvoll kritisieren. In der Analyse dieses Zusammenhangs für den Sport sind im vorliegenden Text verschiedene Strategien herausgearbeitet worden (Andersartigkeit, Normalisierung, Re-Erotisierung und Empowerment), mittels derer Frauen sich zwar gegen ihre Herabsetzung zur Wehr setzen, aber doch auch Geschlechterstereotype reproduzieren. Dass diese Strategien sowie die Existenz von Frauenboxen und Frauenfußball per se noch nicht die machtvollen Wirkungsweisen geschlechtlicher Differenzierung außer Kraft setzen und die herrschende (Geschlechter)Ordnung subvertieren, sollte ebenso deutlich geworden sein. Insofern scheint der Kampf um ein Aushebeln der Geschlechterdifferenz noch lange nicht gewonnen.

## Literatur


Bröckling, Ulrich (2000) Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement; in: ders./ Susanne Krasmann/ Thomas Lemke (Hg.) Gouvernementatlität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/M., 131-167.

Bröckling, Ulrich/ Susanne Krasmann/ Thomas Lemke (2000) Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung; in: dies. (Hg.) Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/M., 7-40.

Fechtig, Beate (1995) Frauen und Fußball. Interviews, Porträts, Reportagen, Dortmund.

Halmich, Regina (2003) ...noch Fragen? Die Autobiografie der Boxweltmeisterin, Pfaffenweiler.

Hargreaves, Jennifer (2001) Frauenboxen und verwandte Aktivitäten; in: Berliner Debatte Initial 1/2001, 76-88.

Hartmann-Tews, Ilse/ Gertrud Pfister (Hg.) (2003) Sport and Women. Social issues in international perspective, London/New York.

Hartmann-Tews, Ilse/ Bettina Rulofs (2002) Die Bedeutung von Geschlechterkonstruktionen in der Sportberichterstattung; in: Jürgen Schwier (Hg.) Mediensport – Ein einführendes Handbuch, Hohengehren, 125–150.

Kohr, Knud/ Martin Krauß (2000) Kampftage. Die Geschichte des deutschen Berufsboxens, Göttingen.

Mennesson, Christine (2001) »Harte« Frauen und »weiche« Frauen. Die soziale Konstruktion der Identitäten von Boxerinnen; in: Berliner Debatte Initial 1/2001, 65-75.

Pfister, Gertrud (Hg.) (1980) Frau und Sport, Frankfurt/M.

Pühl, Katharina (2003) Der Bericht der Hartz-Kommission und die ›Unternehmerin ihrer selbst‹: Geschlechterverhältnisse, Gouvernementalität und Neoliberalismus; in: Marianne Pieper/ Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.) Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault, Frankfurt/ New York, 111-135.

Ratzeburg, Hannelore/ Horst Biese (1995) Frauen Fußball Meisterschaften, Kassel.

## Anmerkungen

1 In den 1970er Jahren hatte sich in der Frauenforschung durchgesetzt, den Begriff Geschlecht in *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht) auszudifferenzieren. Diese Trennung ist in den 1990er Jahren von verschiedenen Seiten kritisiert worden, weil sie eine natürliche Zweigeschlechtlichkeit zur unhintergehbaren Voraussetzung mache. Ich benutze den Begriff Gender bzw. Geschlecht als umfassende Kategorie, die sowohl die sozialen Zuschreibungsprozesse wie auch deren körperliche Materialisierung meint.

2 Jennifer Hargreaves schreibt zu diesem Phänomen, dass der geschundene Körper der Boxerin sowohl die Verleugnung des vermeintlich weiblichen Wesens wie auch zugleich ein Bild erregender und animalischer Sinnlichkeit darstellt. Sie folgert, dass diese ausdrückliche Sexualisierung durch nackte Brüste und zerrissene Kleider als Surrogat für männliche Brutalität gegenüber dem ›schwachen‹ Geschlecht diene (vgl. Hargreaves 2001, 79).

3 Der entscheidende Unterschied zwischen diesen beiden Sportarten besteht darin, dass es sich beim Boxen um einen Einzelsport, beim Fußball hingegen um einen Mannschaftssport handelt. Dies hat relevante Folgen für die Vermarktung des Sports und die Rolle der Geschlechterdifferenz darin, denn beim Einzelsport liegt eine Personalisierung viel näher, d. h. der/die SportlerIn steht als Person für seinen/ihren Sport. Da es dessen ungeachtet aber viele Gemeinsamkeiten beim Frauenboxen und Frauenfußball gerade hinsichtlich ihrer geschlechtsspezifischen Aufladung als paradigmatische Männersportarten gibt – in wenigen Sportarten stehen so sehr Kampf und Kraft im Zentrum –, wird für die Analyse die Trennung in Einzel- und Mannschaftssport nicht im Vordergrund stehen.